

PZ

DEUTSCHES APOTHEKENMUSEUM

50/2011 SUPPLEMENT

WWW.PHARMAZEUTISCHE-ZEITUNG.DE



NEUERWERBUNGEN

Ein Brief Goethes an seinen Apotheker

Von Claudia Sachße und Elisabeth Huwer / Im Oktober 2011 konnte das Deutsche Apotheken-Museum aus Mitteln seines Fördervereins ein außerordentlich bedeutendes Objekt erwerben. Beim renommierten Auktionshaus Bassenge in Berlin wurde ein Brief von Johann Wolfgang von Goethe (1749 bis 1832) an den Weimarer Hofapotheker Carl-August Hoffmann (1756 bis 1833) angeboten.

In dem auf den 13. Januar 1807 datierten Brief wendet sich Goethe an Hoffmann mit einer Bitte: »Ewer Wohlgeborene / haben die Gefälligkeit, nach beykommenden Briefe, den ich mir wieder zurück erbitte, die darin verordnete Salbe für mich besorgen, ingleichen etwa 2 Loth Carlsbader Salz in Portionen von 1/2 Quentchen theilen zu lassen. / Bey dieser Gelegenheit wollte für die Zukunft die Einrichtung vorschlagen, daß nur diejenigen Arzneyen, welche für mich Frau und Sohn bestimmt sind, notirt, alles übrige für mein Haus verlangte nur gegen baare Bezahlung abgegeben würde, weil sich mit den Domestiken sonst die Sache nicht übersehen läßt. / Alles Gute an-

wünschend / Weimar / den 13 Januar / 1807 / Goethe.«

Der gefaltete Bogen im Quartformat (39 x 23,5 cm) trägt auf der ersten Seite den handgeschriebenen Brieftext (Abbildung 1, Inv.-Nr. VII A 1406). Die vierte Seite nennt den Adressaten »Herrn Professor Hofmann« [sic]. Der Brieftext ist nach dem Schriftbild Friedrich Wilhelm Riemer (1774 bis 1845) zugeschrieben, versehen mit der eigenhändigen Unterschrift Goethes.

Goethe und die Hof-Apotheke Weimar

Das Schriftstück zeigt eine recht pragmatische Seite des Kontaktes zwischen Goethe und seinem Apotheker. Welche

Salbe Goethe hier verschrieben worden ist, wissen wir leider nicht. Klar wird aber, dass nicht nur er und seine Familie, sondern auch seine Angestellten rege die Möglichkeit des Anschreibens beim Apotheker nutzten – wohl recht oft auf Kosten des Hausherrn.

Die Verbindung Goethes zur Hof-Apotheke begann früh. 1776 kam er als Geheimrat in Kontakt mit dem damaligen Hofapotheker Wilhelm Heinrich Sebastian Bucholtz (1734 bis 1798), der seinen Zugang zu den Naturwissenschaften entscheidend prägte.

Carl-August Hoffmann kam nach seiner Lehrzeit in Erfurt 1786 als Provisor in die Hof-Apotheke Weimar. Er trat eine rühmliche Nachfolge an. Zu seinen Vorgängern als Lehrlinge und Gehilfen zählten unter anderem Johann Bartholomäus Trommsdorf (1770 bis 1837) und Johann Friedrich August Göttling (1755 bis 1809). 1798 übernahm Hoffmann die Apotheke von seinem Lehrherrn als Besitzer. Er führte sie bis zu seinem Tod, und noch heute ist die Apotheke in Besitz der Familie Hoffmann (Abbildung 2). Hoffmann widmete sich – wie seine Vorgänger – erfolgreich der Wissenschaft. Er arbeitete redaktionell und mit eigenen Beiträgen an Göttings »Almanach für Scheidekünstler und Apotheker« mit, befasste sich mit der Analyse von Drogen und widmete sich besonders der Untersuchung von Mineralwässern.

Durch die Gründung des Chemischen Universitätslaboratoriums in Jena, gefördert von Goethe und unter Göttings Leitung, hatte die Hof-Apotheke zwar ihre wichtige Position als Forschungsstätte verloren – für Goethe blieb sie dennoch immer ein Ort angeregter Diskussionen. Wie sein Vorgänger Bucholtz stand auch Hoffmann in Kontakt mit Goethe und beriet ihn in pharmazeutischen Fragen.

Riemer, der Schreiber des Briefes, gehörte zu Goethes langjährigsten Mitarbeitern. Er trat 1803 in Goethes Dienste als Hauslehrer für seinen Sohn. Bald wurde er nicht nur sein Sekretär, sondern für fast 30 Jahre sein hochgeschätzter, von seinen Zeitgenossen oft auch umstrittener und kritizierter, wissenschaftlicher Assistent.

Bislang unbekanntes Original

Der Brief war in der Forschung bislang nur durch eine Abschrift in der Goethesammlung des Leipziger Verlegers Salomon Hirzel (1804 bis 1877) bekannt,

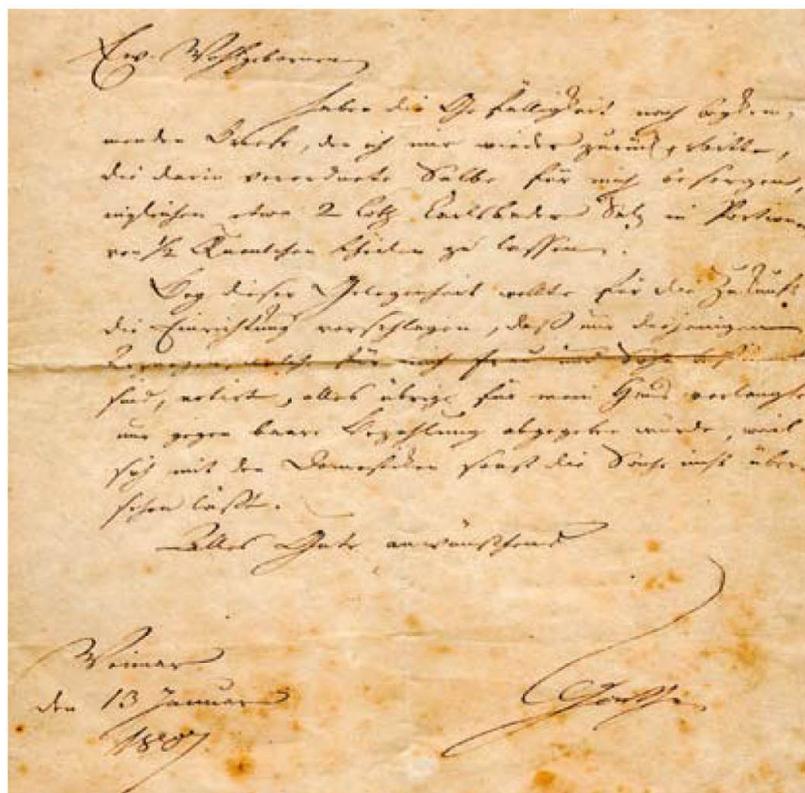


Abbildung 1: Brief von Johann Wolfgang von Goethe an den Weimarer Hofapotheker Carl-August Hoffmann (Inv.-Nr. VII A 1406)



Abbildung 2:
Die Hof-Apotheke
in Weimar heute

Foto:
Christian Hoffmann,
Weimar

die heute in der Universitätsbibliothek Leipzig aufbewahrt wird (Sign. B 292). Die Abschrift wurde gefertigt von Eduard Böcking (1802 bis 1870), vielleicht im Auftrag Hirzels. Die »Sophien-Ausga-

be« von Goethes Werken listet sie unter der Nr. 5308 auf, und auch die Datenbank der Klassik Stiftung Weimar nennt die Abschrift – mit bisher unbekanntem Standort des Originals. Verse-

hentlich benannte der Auktionskatalog die jetzt vorliegende Originalschrift als aus der Sammlung Hirzel stammend; sie gelangte jedoch aus Privatbesitz in die Auktion.

Ein intensiver Briefwechsel fand zwischen Goethe und Apotheker Hoffmann wohl nicht statt. Mindestens zwei weitere Briefe von Goethe an Hoffmann sind durch die »Sophien-Ausgabe« belegt, je mit unbekanntem Verbleib. Zumindest dieses Schreiben Goethes an den Hofapotheker kann nun mit einem Standort benannt werden – dem Deutschen Apotheken-Museum im Heidelberger Schloss. /

Literatur:

Fink, R., Verzeichnis von Salomon Hirzels Goethe-Sammlung der Universitäts-Bibliothek zu Leipzig (1932) 29.
Goethes Werke. Hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen. IV.19 (1895) 261 Nr. 5308; 529.
Goethe-Briefrepertorium, © Klassik-Stiftung-Weimar/Goethe-Schiller-Archiv (www.klassik-stiftung.de).
Hein, W.-H., Schwarz, H.-D. (Hrsg.), Deutsche Apotheker-Biographie Bd. 1, 1975, S. 283 f.
Schiff, J., Die Hof- und Stadtapotheke in Weimar zur Goethe-Zeit. Pharm. Zeitung 72 (1927) 551-553.

SCHONGAUER KLOSTERAPOTHEKE

Luxusmedizin mit Edelsteinen

Von Anne Roestel, Heidelberg / Edelsteine waren nicht nur symbolträchtige Schmuckstücke, sondern auch geschätzte Arznei. Sie galten als unheilabwehrend, giftwidrig und herzwirksam. Noch im 18. Jahrhundert wurden sie zu Arzneien verarbeitet, wie ein Blick in den barocken Apothekenschrank aus dem Kloster Schongau verrät, der im Eingangsraum des Deutschen Apotheken-Museums prunkt.

Der Arzneischrank des ehemaligen Karmelitenklosters ist eine Rarität. Die Standgefäße bergen heute noch originale Inhalte. Vertreten sind sowohl antik-arabistische als auch frühneuzeitliche chemiatriische und Signaturen-Mittel aus allen drei Naturreichen. Der Schrank enthält zudem ein reiches Sortiment an exotischen Zähnen, Korallen und Perlen sowie eine beeindruckende Auswahl an Edelsteinpräparaten. Mit zwölf Standgefäßen stellt der Schongauer Arzneischrank den Großteil an Gefäßen mit Edelsteinen in der gesam-

ten Museumssammlung. Dies wirft einige Fragen auf: Handelt es sich in Anbetracht der auch sonst sehr exklusiven Präparate um eine im Kloster gepflegte Luxusmedizin mit magischen Bezügen? Oder symbolisieren die Edelsteine eine ästhetisch-metaphorische Heilssprache, die als »Seelenarznei« dem Kranken gut-tun sollte?

Repräsentativ für den Arzneimittelschatz des 18. Jahrhunderts sind diese Präparate jedenfalls nicht. Wohl aber zeigen sie einen sehr speziellen Ausschnitt an pharmakopöenüblichen Zubereitun-

gen, die somit in dieser Zeit durchaus noch apothekenpflichtig waren.

Zur Arzneibereitung wurden die Edelsteine zu feinem Pulver zerrieben und im vorliegenden Fall zu Trochisken (trochisci: »Zeltlein«; alte Arzneiform) gepresst. Aufgrund der weißen Strichfarbe sind Smaragd, Hyazinth, Karneol, Rubin, Chrysolith, Topas und Granat nur noch dank der Gefäßaufschriften zu vermuten. Lediglich ein »Hyazinthsalz« hat die ursprüngliche (rötliche) Färbung behalten.

Edelsteine waren Bestandteil von ebenso aufwendigen wie kostspieligen Stoffgemischen. Gemäß arabistischer Tradition wurden sie in den »Süßarzneien« Konfekt, Latwergen und Morsellen verarbeitet. Noch in der Pharmacopoea Wirtenbergica (1750) findet sich ein Rezept für herz- und magenwirksames Hyazinthkonfekt.

Mitte des 18. Jahrhunderts begannen uns Edelsteine hauptsächlich in vielseitig einsetzbaren Pulvermischungen (pulvis, species). Auffällig bei dieser Arzneiform im 17. und 18. Jahrhundert ist die Zusammenstellung von Edelsteinen mit Bein, Perlen und Korallen; es



Standgefäße mit »präparierten« Edelsteinen aus dem Schongauer Apothekenschrank, 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts

scheint sich dabei um typische Zutaten für Pulverzubereitungen gehandelt zu haben. In der Pharmacopoea Wirtenbergica ist eine recht stattliche Anzahl solcher Pulver dokumentiert. Diese Arzneiform kam den spröden harten Rohstoffen sicher entgegen.

Auch im Schongauer Arzneimittelschrank finden sich solche »Luxuspulver«. Zwei Präparate enthalten möglicherweise Edelsteinpulver: eine »Species pro epithemate cordis« und ein »Pulvis bezoardicum sennerti«. Ersteres verweist auf die ältere griechisch-arabistische Tradition. Ein entsprechendes Rezept aus der Nürnberger Pharmacopoe (1546) nennt neben Korallen, gebranntem Elfenbein, Bernstein und Sandelholz das »Electuarium de gemis« als Zutat. Vorgesehen war diese Rezeptur als äußerliche Einreibung oder Umschlag für das Herz.

Das »Pulvis bezoardicum sennerti« wurde nach seinem Urheber, dem Me-

diziner und Paracelsisten Daniel Sennert, benannt. Es enthält Hyazinth, Rubin, Saphir und Smaragd in Kombination mit Perlen, Korallen, »Krebsaugen«, Hirschhorn und »orientalischem Bezoar«. Dieses giftwidrige Pulver (»Bezoar« bedeutet »Gegengift«) sollte bei bösrartigen epidemischen Fiebern, Pocken und Masern helfen.

Wenn auch pharmakopöenüblich, blieben diese kostspieligen Pulver vermutlich einem sehr begrenzten Kreis gutbetuchter Patienten vorbehalten. Im 19. Jahrhundert kamen die »barocken« Luxuspulver zusehends aus der Mode. Schon in der 1822 herausgegebenen Pharmacopoea Bavarica sind sie nicht mehr verzeichnet.

Edelsteine als Destillat

Waren Edelsteine in der Frühen Neuzeit vorrangig Bestandteil von Arzneipulvern, so rückten im destillierfreudigen Zeitalter der Chiematrie doch auch ihre

chemischen Eigenschaften in den Blick. Die Arzneibuchliteratur zeigt einen Diskurs über die »Solutio gemmarum«, also die Möglichkeit, nicht nur den Perlen und Korallen, sondern auch mineralischen Edelsteinen mittels Lösung alchemische Essenzen abzugewinnen. Paracelsistische Verfasser wie Andreas Libavius, Johann Agricola und Johann Schroeder geben ganz selbstverständlich Vorschriften zur Destillation von Edelsteinen.

Besonders schön zeigt sich der chemiatriische Edelstein-Diskurs an der Rezeptionsgeschichte der 1641 herausgegebenen »Pharmacopoeia medico-chymica« von Johann Schroeder. Die lateinischen Originalausgaben beschreiben noch in unbefangener paracelsistischer Manier alchemische Zubereitungen von Edelsteinen. Dagegen hagelt es in der von Friedrich Hoffmann kommentierten Version bereits harsche Kritik auf die Destillationsgläubigkeit:

»Die Gemmae oder Edelgesteine geben gar kein Salz/ auch das allergeringste nicht. Weil dann solches Salz nicht von den Edelgesteinen/ sondern von einem frembden Acido herkommt/ also hat es auch hernach als ein Stein keine Wirkung nicht mehr/ sondern als Acidum oder saures Wesen/ dergleichen man viel mit leichter Mühe und wenigern Unkosten haben kann [...]«. Ein korrekter Hinweis auf die Säureresistenz der meisten Mineralien.

Vier Hyazinthpräparate

Auf diese Tradition der Edelsteindestillation verweisen zwei der vier Hyazinthpräparate des Arzneischranks: ein »Sal lapidis hyacinthi« und ein »Magisterium lapidis hyacinthi«. Wenn der Zweck dieser Zubereitungen auch fraglich bleibt, so zeigen die Hyazinthpräparate doch, dass man sich bei den Schongauer Karmeliten auch um die chemiatriische Aufbereitung von Edelsteinen bemühte. Dies war eine Tradition, die zwar in Arzneimittelbüchern überliefert wurde, aber keinen Eingang in die Pharmakopöen fand. In der Praxis dürfte die Edelsteindestillation eine Randerscheinung geblieben sein. /

Literatur:

Fühner, H., Lithotherapie. Studien über die medizinische Verwendung der Edelsteine, Ulm (o.J.).
 Pharmacopoea Wirtenbergica, Stuttgart 1750.
 Schroeder, J., Hoffmann, F., Vollständige und nützliche Apotheke. Das ist treflich-versehener Medicin-Chymischer hoechst-kostbahrer Artzney-Schatz, Nürnberg 1693.



Standgefäße mit Pulvermischungen aus dem Schongauer Apothekenschrank, 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts

NEUZUGANG

Sankt Lukas in der Apotheke

Von Christa Habrich / Im Oktober 2011 konnte das Deutsche Apotheken-Museum ein Votivbild mit der Darstellung des Heiligen Lukas von Margarete Fleckenstein, der Enkelin von Dr. Fritz Ferchl, übernehmen. Mitglieder des Arbeitskreises Gießener Apotheken überbrachten das wertvolle Bild, das auf dem Titelblatt dieser Beilage abgebildet ist.

Es handelt sich um ein mit Öl auf Blech gemaltes Bild des 18. Jahrhunderts (Inv. Nr. VII E 0317; 40,1 x 25,3 cm), für dessen Restaurierung der »AGA« gesorgt hatte (siehe auch PZ 45/2011, S. 96). Auf der Rückseite befindet sich ein mit Heftpflaster aufgeklebter Zettel, auf den Ferchl handschriftlich die Adresse des Münchner Bildrestaurators Paul Hässler geschrieben hat. Offensichtlich sah er bereits, wie notwendig eine Restaurierung angesichts des schlechten Zustands des Gemäldes war.

Die Malschicht zeigt einige Fehlstellen, die zu Bildverlusten führten. Dennoch ist nun – nach vorsichtiger Reinigung – die Szenerie gut zu erkennen: Im geschweiften oberen Rund des Bildes, das eine Öse trägt, schwebt ein Putto auf einer rosa Wolke, einen grünen Blätterkranz haltend. Darunter sitzt im Zentrum der Heilige Lukas, ein Mann mittleren Alters mit lockigem Bart- und Haupthaar, kräftig ausgeprägten Zügen in frischen Farben, die entblößte Halspartie von einem violetten offenen Kragen umgeben, der ein dunkelgrünes Gewand abschließt. Die barfüßige Gestalt ist von einem leuchtend gelben, bodenlangen, weiten, geschlungenen Mantel umhüllt. In der linken Hand hält der Heilige die ovale Palette mit Pinseln, die rechte umschließt ein Marienbild auf der Staffelei. Es zeigt die Madonna in rotem Kleid mit blauem Schleier und Mantel, den Jesusknaben im weißen Gewand auf dem rechten Arm haltend. Dahinter ist an der Wand ein kleines Bild mit einer figürlichen Darstellung (Kreuz?) zu sehen. Unterhalb der Staffelei erkennt man den geflügelten Stier, davor ein schwarz gebundenes Buch mit Rotschnitt (Bibel?) und eine Schriftrulle. Der Blick des Lukas wirkt nach innen gekehrt, ruhig, wie nach getaner Arbeit.

Zur linken Seite des Heiligen findet sich sein »leiblicher« Wirkungskreis, symbolisiert durch ein Apothekeninterieur. In

einem Regal sind auf drei Böden zylindrische bunte Fayencetöpfe mit Deckel aufgereiht, die teilweise schräg verlaufende Schriftbänder tragen. Auf dem Tisch davor sind verschiedene Arbeitsutensilien, Fläschchen und ein Mörser zu sehen.

Die Ikonographie des Bildes erschließt sich aus der biblischen Überlieferung und verschiedenen Legenden, die der Hagiographie des Evangelisten Lukas entstammen. Die biblischen Spuren finden sich im Umkreis von Paulus, der im Brief an die Kolosser (4, 14)



Bei der Übergabe des Votivbildes im Deutschen Apotheken-Museum

Foto: H. Müräu

schreibt: »Es grüßt Euch Lukas, der Arzt, der Geliebte«. An Timotheus (2. Tim. 4, 11) heißt es: »Lukas ist allein bei mir«, und an Philemon (Vers 23-24): »Es grüßt dich Epaphras, mein Mitgefangener in Christus Jesus, Markus, Aristarch, Demas, Lukas, meine Mitarbeiter«. Ob es sich dabei tatsächlich um den Evangelisten Lukas oder einen Gefährten des Paulus gleichen Namens handelte, bleibt fraglich.

Das Attribut des Lukas, der Stier, stammt aus der Vision des Propheten Hesekiel (Ezechiel), in der ein geflügeltes Mischwesen mit Menschen- und Tiergesichtern beschrieben wird (Vers 10). Diese wurden den Evangelisten in der Reihenfolge der Evangelien zugeordnet.

Die Legenden schildern den Heiligen als Arzt und als Maler der Maria mit

dem Jesusknaben, die auf einer dem Lukas zugeschriebenen Ikone in der Hagia Sophia dargestellt war und in der byzantinischen Kirche verehrt wurde. Seit dem hohen Mittelalter galt darum Lukas als Patron der Maler und Ärzte. Erasmus von Rotterdam glaubte gar, dass Lukas später Apotheker geworden sei. Das Patronat des Heiligen umfasste jedenfalls neben den Medizinern und Malern auch die »Arzneikünstler«, und die Apothekenszene begegnet uns seit der Renaissance häufiger. So hat Hans Mielich (1572) in der Predella des Hochaltars im Münster Unserer Lieben Frau zu Ingolstadt einen Lukas meisterlich gemalt: mit den Attributen Madonnenbild und Stier in einer Apotheke.

Ein Lukas-Bild im Museum der Stadt Regensburg aus dem 18. Jahrhundert weist große Ähnlichkeit mit dem Heidelberger Votivbild auf, die bis in viele Details geht. Es stammt aus Passau und lässt vermuten, dass die Provenienz des neuerworbenen Bildes auch in dieser Region zu suchen ist. Die Vorlage der beiden Bilder könnte ein Altarbild oder ein Kupferstich sein. Während das Ge-

mälde in Regensburg feiner ausgeführt ist, zeigt unser Votivbild einen groben, fast rustikalen Malstil, der in ein bäuerliches Umfeld verweist. Es ist ein Zeugnis süddeutscher Volksfrömmigkeit, mit dem Lukas als Schutzheiliger von Künstlern und Heilkünstlern eindrucksvoll gewürdigt wird. /

Literatur:

Habrich, C., Christus als Arzt und Apotheker. In: Heilige und Heilkunst. Kataloge des Deutschen Medizinhistorischen Museums Ingolstadt. Hrg. Ruisinger, M. M., Heft 33, Ingolstadt 2009, S. 53-69, hier S. 67 f.

Habrich, C., Lukas, der Arzt, als Schutzheiliger von Kunst und Heilkunde. Beiträge zur Geschichte der Pharmazie 24 (1972) 25 f.

NEUZUGANG

Wertvolle Schenkung

Von Elisabeth Huwer / Ein kleiner Festakt besiegelte die Schenkung wertvoller Kunstgegenstände an die Deutsche Apotheken Museum-Stiftung. Die Objekte stammen aus dem früheren Besitz von Apotheker Johann August Wilhelm Kunitz (1784 bis 1859).

Mit der Unterschrift des Stiftungsvorsitzenden, Dr. Hermann Vogel, am 21. November im Museum waren die Weichen für einen kostbaren Neuzugang endgültig gestellt. Hanna Seidel, Kürten, und ihr Cousin Dr. Hans-Joachim Gollmick, Bad Kissingen, hatten sich im Einverständnis mit ihren Familien entschlossen, einige der von ihrem Vorfahren überlieferten Kunstgegenstände der Stiftung zu schenken.

Vermittelt von Jürgen M. Gollmick aus Gunzenhausen, sind nun drei Gemälde, eine Halskette sowie eine Tasse aus der Königlich Preußischen Porzellanmanufaktur übereignet worden. Noch befinden sich die Objekte in den privaten Räumlichkeiten der Familien. In den nächsten Jahren werden sie laut Dr. Gollmick, der aus gesundheitlichen Gründen leider nicht an dem Treffen teilnehmen konnte, nach und nach in den Museumsbestand übergeben.

Aktuell überließ Hanna Seidel der Stiftung bereits ein wertvolles Ölgemälde aus der 1. Hälfte des 19. Jahrhunderts, das den terrassenförmig gestalteten Apothekergarten des kunstsinnigen Vorfahren Apotheker Johann Au-

gust Wilhelm Kunitz zu Cammin zeigt. Hier kultivierte er heimische wie exotische Pflanzen, darunter auch Maulbeerbäume, mit denen er das kleine Cammin zum Zentrum der Seidenindustrie machen wollte.

Auch zwei Porträts werden übergeben. Sie zeigen Apotheker Kunitz und seine Gattin Maria Friederike Charlotte (1798 bis 1885), gemalt 1831 von Paul von Mila (um 1798 bis 1848). Als weitere Besonderheit wurde eine Tasse mit Untertasse aus der Königlich Preußischen Porzellanmanufaktur Berlin übereignet, ebenfalls mit einer Porträtdarstellung: Apotheker Kunitz verweilt mit seiner Frau und vier Kindern in seiner Gartenlaube. Auf der Untertasse ist ein Jüngling mit Schmetterling abgebildet, bei dem es sich um den früh verstorbenen Sohn Wilhelm handelt. Sie ist ein Geschenk an seine Frau zu ihrem Geburtstag im Jahr 1822.

Das Apothekenhaus in Cammin war das Zuhause einer großen Familie. Das Ehepaar Kunitz hatte neun Töchter und sechs Söhne. Mit seinen Töchtern sprach der Apotheker nur Latein, und so verwundert es nicht, dass er nach dem Vor-

bild eines Repositorienschanks als Besonderheit für alle seine Töchter eine sogenannte Lateinische Küche anfertigen ließ. Schubladen und Standgefäße des Repositorienschanks waren apothekentypisch mit lateinischen Aufschriften versehen – die Behältnisse enthielten statt Arzneizutaten Vorräte für eine gute Küche wie »Oryza optima«, besten Reis, oder »Panis albus contusus«, Semmelbrösel. Ob eine davon ganz oder zumindest Teile noch erhalten sind, ist nicht geklärt; Hinweise dazu nimmt das Museum gerne an. Im Gegensatz dazu blieb die vergoldete Halskette einer der Töchter, getreulich nach dem Vorbild gefertigt, das ihre Mutter zur Porträtsitzung trug, im Familienbesitz überliefert und wird demnächst im Museum zu bewundern sein.

Bereits 1929 erregten die genannten Kostbarkeiten das Interesse der pharmaziehistorischen Forschung. Apotheker Edmund Springer, bis 1936 Besitzer der Greif-Apotheke Stettin und Eigner einer sehr qualitativollen pharmaziehistorischen Sammlung, zu der auch Teile der jetzt übereigneten Gegenstände gehörten, widmete dem Apotheker und seinen Kunstschätzen einen mehrseitigen Artikel in der Pharmazeutischen Zeitung. Er zeichnete das Bild eines eigenwilligen Romantikers, der sich gerne mit Pflanzen und schönen Kunstgegenständen beschäftigte.

Jürgen M. Gollmick betonte in seiner Rede, dass die Erhaltung der Gegenstände den Familien zu verdanken ist. Ebenso einig sei man sich aber auch, dass nun der Zeitpunkt gekommen sei, sich von den liebgewonnenen Objekten zu trennen. Er dankte in Namen der Familie für die Aufnahme in den Stiftungsbestand: Einen besseren Ort für die Bewahrung der Objekte könne er sich nicht vorstellen. Für die Deutsche Apotheken Museum-Stiftung sprach Dr. Hermann Vogel den Familien, allen voran Hanna Seidel und Jürgen M. Gollmick als Stellvertreter seines Vaters und Initiator der Schenkung seinen herzlichsten Dank aus. Der Großzügigkeit der Familien sei es zu verdanken, so Vogel, dass diese wertvollen Kunstobjekte, die gleich einem Kaleidoskop mannigfaltige Splitter vergangener Wirklichkeiten widerspiegeln, dauerhaft bewahrt und der Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden können. /



Nach der Unterzeichnung der Schenkungsverträge im Deutschen Apotheken-Museum (von links): Dr. Hermann Vogel, Vorsitzender der Apotheken Museum-Stiftung, Hanna Seidel und Jürgen M. Gollmick, Nachfahren von Apotheker Kunitz, mit dem Gemälde des Terrassengartens von Apotheker Kunitz

Springer, E., Johann August Wilhelm Kunitz. Das Bild eines Apothekers aus der Biedermeierzeit. Pharm. Ztg. 74, Nr. 91 (1929) 1455-1457.

Münchner Wissenschaftstage

Claudia Sachße / Die »Münchner Wissenschaftstage« ziehen jährlich mehr als 20 000 Besucher an. Ende Oktober lockte das Thema »Herausforderung Gesundheit!« in die bayerische Landeshauptstadt. Mit dabei: das Deutsche Apotheken-Museum.

Mehr als 500 Wissenschaftler präsentierten im Hauptgebäude der Ludwig-Maximilians-Universität und an vielen weiteren Orten im Großraum München die faszinierende Welt der medizinischen Forschung – mit Vorträgen, Präsentationen und Führungen. In der LMU waren mehr als 35 »Marktstände der Wissenschaft« aufgebaut. Am 22. und 23. Oktober beantworteten

Experten hier Fragen der Besucher, zum Beispiel zu Ernährung und Bewegung als Krankheitsprävention, zur Multiplen Sklerose oder zu Implantaten. Sie erklärten und diskutierten ihre Ansätze zur Optimierung des Gesundheitssystems oder stellten Konzepte historischer Heilkunde vor.

Das Deutsche Apotheken-Museum gab in seiner Präsentation einen Überblick über die Entwicklung der Heilkunde von der Antike bis in die Zeit der beginnenden pharmazeutischen Industrie. Spezialthemen zeigten die Reaktion der historischen Wissenschaft auf neue gesundheitliche Herausforderungen. Ein Poster informierte über Auftreten

und Bekämpfung der europaweit wütenden Pestseuche im Mittelalter bis zur Entschlüsselung der bakteriellen Infektionswege im 19. Jahrhundert. Dies barg viel Stoff für Gespräche mit den Besuchern. Das zweite Spezialthema stellte die Suche nach den »wirksamen Prinzipien« in Arzneistoffen im Kontext der sich entwickelnden Naturwissenschaften und die Entdeckung der Alkaloide dar.

Der »Marktstand« des Museums zog zahlreiche Interessierte und Wissenschaftler aus verschiedenen Fachrichtungen an. Viele junge Besucher übten begeistert das Handwerk des Pillendrehens an originalen »Pillenmaschinen« – nicht mit Arzneistoffen, sondern mit bunter Knete. /

GEWÜRZSCHALEN

Gefäße mit Wurzeln in Babylonien

Von Gisela Stiehler-Alegria / Ein gedrechseltes Holzgefäß mit sieben eingelassenen Nöpfchen ziert die Homepage des Deutschen Apotheken-Museums. In der breit gefächerten Sammlung ist das als »Gewürzschale« bezeichnete Kompositgefäß ein wertvolles Einzelstück, nicht zuletzt aufgrund seines Materials. Woher stammen diese Formen, und welche Funktion hatten sie?

Als Kompositgefäße bezeichnet man Schüsseln, die in Fächer oder Nöpfchen unterteilt sind, aber gemeinsam ein Ganzes bilden. Diese sind aus der islamischen Welt in großer Formenvielfalt überliefert. Sie sind aus Keramik gefertigt. Die meist fünf, sieben oder neun Nöpfchen oder Fächer eines Gefäßes

wurden in Größe, Form und farbigem Dekor oft unterschiedlich gestaltet.

Mit originellen Beispielen glänzten auch europäische Manufakturen des 18. Jahrhunderts, allen voran das spanische Keramikzentrum Talavera de la Reina. In Indien, dem Mutterland der Gewürze, werden Kompositgeschüsseln heutzutage

aus Edelstahl hergestellt, ebenso in Marokko, wo man aber zuweilen die traditionelle Fertigung aus Holz oder Ton bevorzugt. Das Heidelberger Gefäß aus Nussholz stammt aus dem späten 16. Jahrhundert (Abbildung 1).

Abmessen statt wiegen

Die Drogisten der orientalischen Basare verwendeten mehrheitlich Schüsseln mit identischen Nöpfchengrößen, um Arzneimischungen aus Kräutern und Pulvern anzubieten. Hier drängt sich die Frage auf, ob Gefäße dieser Art über die Präsentation von Gewürzen hinaus noch andere Funktionen erfüllten. Konnten sie zum Beispiel bestimmte Maßeinheiten analog zur Mengenvorgabe »ana partes« darstellen?

Haben die Nöpfchen unterschiedliche Volumina, lassen sich bestimmte Mengenverhältnisse schnell kombinieren, indem schwere oder niedrig zu dosierende Drogen in die kleineren, leichte oder höher zu dosierende in die größeren Einheiten gefüllt werden. Dabei entspricht es durchaus arabischer Hohlmaß-Tradition, Mengeneinheiten zu messen statt zu wiegen.

Da Eichmarkierungen fehlen, kann man diese Kompositgefäße zwar nicht direkt den Messgefäßen zuordnen, vermutlich aber jenen Gerätschaften des alltäglichen Gebrauchs, denen ein bestimmtes Maß zugrunde liegt. Schließlich gaben sich viele Rezepturen mittelalterlicher Dispensierbücher mit halb-spezifischen oder gar unspezifischen Maßen zufrieden, wie Oliver Kahl an einem Beispiel aus dem islamischen Kul-



Abbildung 1: Holzdose mit sieben ausgedrechselten Nöpfchen zur Aufbewahrung von Gewürzen. Ende 16. Jahrhundert, Deutsches Apotheken-Museum, Inv.-Nr. VII E 26

turkreis zeigen konnte. Das Dispensatorium des Bagdaders Ibn at-Tilmid aus dem 12. Jahrhundert ließ neben definierten Gewichtseinheiten auch halbspezifische zu, die als »Tasse«, »Faust voll« oder »Löffel voll« beschrieben wurden. Für kleine Substanzmengen waren Pfefferkorn, Linse oder Walnuss die Vorgabe. Unspezifisch erscheinen Maße wie »Teil«, »Portion« oder »Menge«, die in 5 Prozent der aufgeführten Rezepturen genannt, aber sicher nicht willkürlich gehandhabt wurden.

Tradierte Gefäßgattung

Im antiken Griechenland gab es auch den »kernos«, ein den Mehrlingsgefäßen verwandter Gefäßtypus. Die kernā mit ihren meist kranzförmig angeordneten Näpfchen dienten als Kultgefäße zur Darreichung von Speiseopfern und enthielten neben Mohn, Weizen und Linsen auch Honig und Öl.

Zu den frühislamischen »Gewürzschalen« des 10. Jahrhunderts zählt eine irdene Schale ostiranischer Provenienz, die heute im National Museum Kuwait zu sehen ist. Hier verbinden sich sieben Schälchen mit flachen Böden zu einem Gefäß mit gebogtem Umriss, wobei jede der gleich großen Einheiten in einer anderen Farbe glasiert wurde. Ins 13. Jahrhundert datiert eine runde, türkisfarbene glasierte Schüssel, in der sich nicht nur sieben Näpfchen um einen zentralen Napf reihen, sondern sieben kleine in den Zwickeln befinden (Abbildung 2).

Aus derselben Zeit stammt eine ebenfalls runde Gewürzschale, deren elf Näpfchen durch breite Stege getrennt sind und jeweils ein anderes Dekor tragen. Genauer gesagt, ein sechseckiges zentrales Näpfchen wird von fünf gleich großen, runden Näpfen umgeben, deren fünf Zwickel mit dreieckigen Vertiefungen bestückt sind. Die unterschiedliche Dekorierung der Einheiten könnte als Vorgabe für bestimm-

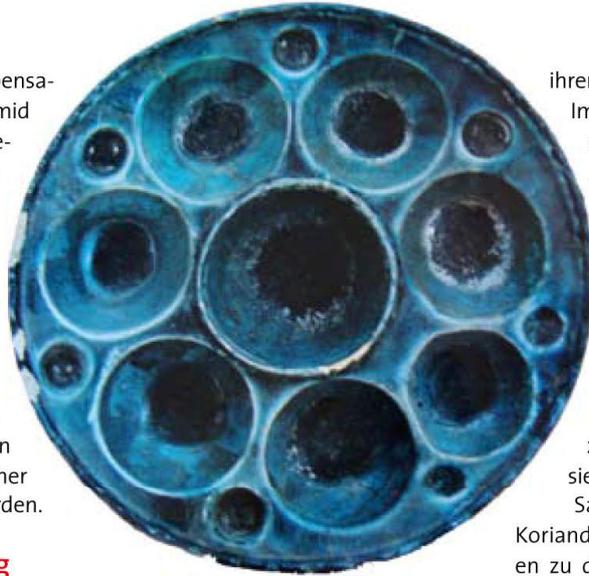


Abbildung 2: Türkisblaue runde Schale mit 15 Näpfchen. Ostiran, 13. Jahrhundert, Durchmesser 31,5 cm, Höhe 10 cm

Foto: E. Karimi, M. Y. Kiani

te Substanzen oder Drogen gedacht sein (Abbildung 3).

Die variable Ausgestaltung dieser Gefäßform weist auf ihre Wertschätzung und die vielseitigen Verwendungsmöglichkeiten hin. Je ausgeprägter die Dekoration, desto stärker tritt der repräsentative Charakter in den Vordergrund und die Funktion als Dosiervorgabe zurück. Besonders die eckigen Formen und rechtwinkligen Aufteilungen lassen an Vorbilder aus Holz denken, die später in Fayence nachgebildet wurden. So entstanden um 1600 in Damaskus achteckige Schalen mit Randdekor, deren Inneres viereckige und dreieckige Kammern beherbergt, oder auch sternförmige Schalen mit rautenförmigen Unterteilungen.

Zahlenmagie für Gewürze

Die ungerade Anzahl der Näpfchen und Fächer folgt einer uralten Zahlensymbolik, wobei vor allem die im magischen Heilkanon verankerte Zahl Sieben eine wichtige Rolle spielt. Tatsächlich begleitet die Siebenzahl die Menschheit seit

ihren kulturhistorischen Anfängen. Im Orient ist sie heute noch bei den Heilkräutern obligatorisch. In Persien dürfen beispielsweise die Gewürze Koriander, Bockshornsamens, Safran, Kurkuma, Pfefferminz, Kreuzkümmel und Sesam nie fehlen. Ein marokkanischer Hochzeitsbrauch ist es, in einer »Siebennäpfchenschale« sieben Eier auf Hennablättern zu überreichen, verbunden mit sieben Segenssprüchen.

Salz, Kümmel, Chili, Kresse oder Koriander gehörten im alten Babylonien zu den Standardgewürzen, die die Mahlzeiten begleiteten. Jedes Gewürz wurde separat in seinem separati-Näpfchen gereicht, wobei diese in einem Behälter aufbewahrt wurden, der zuweilen aus sehr edlem Material bestand. Auf einer aus dem 14. vorchristlichen Jahrhundert stammenden Geschenkliste des Pharaos Amenophis IV an den babylonischen König Burnaburiaš ist auch ein »goldener Behälter für Gewürznäpfe« überliefert. Dies zeigt deutlich die Wertschätzung dieser Gefäße.

Übrigens besaßen die altorientalischen Mehrlingsgefäße ebenso wie das Heidelberger Prachtstück einen Deckel. Dies ist auch für die hier vorgestellten islamischen Objekte zu erwarten. /

Impressum

»Deutsches Apotheken-Museum« ist eine Beilage der Pharmazeutischen Zeitung.

Redaktions- und Verlagsanschrift: Pharmazeutische Zeitung, Carl-Mannich-Straße 26, 65760 Eschborn, Telefon (0 61 96) 9 28-2 72 Fax (0 61 96) 9 28-2 75

Verantwortlich für den Inhalt: Daniel Rücker, Chefredakteur der Pharmazeutischen Zeitung
Redaktion: Apothekerin Brigitte M. Gensthaler

Layout: Klaus Gilbert
Abbildungen: Deutsches Apotheken-Museum (wenn nicht anders gekennzeichnet)

Erscheint zweimal im Jahr.

Weitere Angaben im Impressum der Pharmazeutischen Zeitung



Abbildung 3: Runde Schale mit elf Näpfchen. Iran oder Syrien, 13./14. Jahrhundert, Durchmesser 24 cm, Privatsammlung

Foto: Stiehler-Alegria